

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**

№ 7. 1894.

## Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle von Fr. Berner.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Gemach, Herr Kapitän!“ sagte jetzt der Baron, der mit übermenschlicher Anstrengung nach Fassung gerungen hatte und nun äußerlich ganz ruhig, wenn auch todtenbleich erschien, zu Hartroß. „Vergessen Sie nicht, wo Sie sich befinden. Ich dulde in diesen Räumen kein rauhes Wort gegen irgend Jemand, am wenigsten gegen diese Dame. Sie sind nicht an Bord Ihres Schiffes. Hier befehle ich. Ihre Frau wird mit Ihnen gehen, sofern ihr das beliebt, sonst nicht. Wendet sie sich an mich um Schutz gegen Sie, so soll sie dies nicht vergebens thun.“

Der Schiffer stand eine Weile sprachlos. Dann entgegnete er mit mühsam erkämpfter Ruhe: „Meine Frau sollte Schutz suchen dürfen gegen mich — bei Ihnen?“

„Gewiß darf sie das. Bei mir zunächst, bei den Gerichten später. Sie haben sie fast von Beginn der Ehe an roh behandelt, Sie haben sich sogar thätlich an der Bedauernswerthen vergrißen; an Zeugen dafür fehlt es nicht, es ist daher wohl möglich, daß daraufhin eine Scheidung erwirkt werden könnte.“

Der finstere Ausdruck wich von dem Gesichte des Schiffers.

„Mißhandelt habe ich Dich, Anna?“ sagte er weich und zärtlich. „Ja — ja, ich erinnere mich! Verzeih mir, mein liebes Weib! Ich bin ein rauher, jähzorniger Mensch, aber ich liebe Dich, und mein Herz blutet, wenn ich daran denke, daß ich Dir manchmal Unrecht gethan! Verzeih' mir, Anna, ich verspreche Dir, daß ich nie wieder rauh und hart gegen Dich sein will!“

Damit ergriff er die willenlose Hand des jungen Weibes und preßte dieselbe zärtlich. Dann schaute er ihr in's Antlitz, als er aber in ihren Augen nichts als Schrecken und ver-

haltenen Abscheu wahrte, da verbarg er sein Gesicht in den Händen und stöhnte laut.

Der Baron lehnte in düsterem, namenlosem Weh an einer Säule, und Anna saß in dumpfer Betäubung. Endlich ermannte sie sich; es war, als ob sie jetzt erst zu dem eigentlichen Verständniß ihrer Lage käme. Sie erhob sich ruhig und sagte mit leiser, müder Stimme: „Verzeih mir, Erik, wenn mich Dein Erscheinen verwirrt hatte, aber ich hatte Dich wirklich als todt betrauert. Du hast Recht, ich bin Deine Frau, und wo Du bist, da gehöre ich nach dem Gesetz auch hin. Ich will Dir folgen, aber Du mußt Geduld mit mir haben.“

Der Baron fuhr auf wie aus einem Traume. „Ist dies auch Dein freier Wille?“ sagte er heiser. „Vergiß nicht, daß Dich vorläufig keine Macht der Welt aus diesem Hause entfernen soll, es sei denn, daß es mit Deiner Zustimmung geschieht.“ „Es ist meine Pflicht, ihm zu folgen,“ entgegnete sie mit derselben leisen, müden Stimme. „Ich habe keine andere Wahl.“



Kaiser Rudolph's Ritt nach Speyer. (S. 51)

„O Anna, bleibe bei mir!“ rief Eckenburg in herzzerreißendem Schmerz. „Bleibe bei mir! Ich will mein Leben für Dich lassen!“ Sie preßte die Hand auf ihr Herz und

schaute ihn traurig an. Hartroß wahrte dies; das Blut schoß ihm jählings in's Gesicht, und er ballte knirschend die Fäuste. „Kam ich Dir so sehr unwillkommen?“

stieß er hervor. „Hat es Dich so wenig gefreut, mich dem Tode entronnen zu sehen?“ „Ich danke Gott dafür, daß er Dir das Leben erhalten hat, Erik,“ entgegnete sie sanft.

„Ich hatte mir das Wiedersehen anders vorgestellt,“ sagte er bitter, „es scheint jedoch, daß ich auch so noch sehr zufrieden sein muß. Nun bitte ich Dich aber, Dich bereit zu machen; mein Wagen hält draußen. Ich bin nun lange genug hier in dem fremden Hause gewesen.“

„So schnell schon, Eric?“ erwiderte sie, heftig zitternd. „Mein Vater ist hier, möchtest Du ihn nicht begrüßen?“

„So schnell also — haha! Deinen Vater will ich jetzt nicht sehen; es liegt mir vor Allem daran, meine Frau aus dem Bereich des Mannes zu bringen, der sich unterstanden hat, sie zu lieben.“

Anna zog die Glocke.

Ein Diener erschien und näherte sich eilfertig dem Baron. Derselbe wies ihn stumm an Frau Hartroß, die Mantel und Hut forderte. „Anna!“ rief Wolfram in Verzweiflung. „Ich beschwöre Dich — sprich nur ein einziges Wort, und ich schwöre Dir, er soll Dich nicht fortführen!“

„Mein Platz ist an der Seite meines Gatten,“ entgegnete Anna tonlos. Dann wendete sie sich dem Kapitän zu. „Herr v. Eckenburg hat mich sehr lieb gehabt und ist unendlich gütig gegen mich gewesen, Eric,“ fügte sie mit brechender Stimme hinzu, „und auch ich habe ihn geliebt... Wir werden einander niemals wiedersehen.“

„Soweit ich's verhindern kann, nicht,“ sagte der Kapitän grimmig.

„Leb' wohl, Wolfram,“ rief Anna mit brechender Stimme, „leb' wohl, leb' wohl!“

„Halt!“ herrschte der Schiffer sie an. „Erst laß diesen Plunder noch hier!“

Er deutete auf die Juwelen, die ihr im Haar und an den Handgelenken funkelten. Sie gehorchte schweigend und legte das Geschmeide auf den Tisch. Er sah ihr auf die weißen, bebenden Hände.

„Wo ist Dein Ehering — mein Ring?“ fragte er.

Anna's verschleierte Blicke wanderten zu Wolfram.

„Hier ist er, Herr Kapitän,“ sagte dieser herzutretend und den Ring ebenfalls auf den Tisch legend. „Als ich noch hoffen durfte, Anna zu meinem Weibe zu machen, da nahm ich ihn von ihrem Finger.“

Hartroß nahm den Goldreiß und steckte denselben wieder an seines Weibes Hand.

„So,“ sagte er in düsterem Triumph. „Nun komm!“

Noch einmal wendete sie ihr bleiches Antlitz dem Baron zu, der stumm und starr in der Entfernung stand, noch einmal streckte sie ihre zitternden Hände nach ihm aus, noch einmal rief sie leise und wehevoll: „Leb' wohl! Leb' wohl!“ dann folgte sie dem Kapitän hinaus.

10.

Wie in einem wüsten Traume hörte Eckenburg noch das Rollen des davoneilenden Wagens, und dann, nach einer langen Weile, sah er sich in den Armen der treuen Schwester, und das unerhörte Unglück, dem er anheimgefallen, trat nun ganz klar und kalt vor seine Seele.

„Mein armer, armer Bruder!“ weinte die Gräfin.

„Still, Schwester,“ entgegnete er hastig, „kein Wort davon, wenn Du mich liebst. Sorge dafür, daß ich noch heute, gleich jetzt, ungesehen von hier fort komme, und dann entlasse die Gäste. Allein, in der Einsamkeit, hoffe ich's tragen zu können; die Neugier, das Mitleid und die Theilnahme der Menschen aber würden mich wahnsinnig machen!“

Eine Stunde später jagte ein zweiter Wagen aus dem Schloßhofe in die Nacht hinaus; der Baron Wolfram v. Eckenburg saß darin. Er eilte, wie ein Flüchtling, zur fernem Eisenbahnstation und dann weit fort in die wechselnde

Welt; er wollte der Erinnerung entfliehen und Vergessenheit erjagen, aber dies gelang ihm nicht.

Anna's liebliches Bild blieb in seinem Herzen ein lichter Punkt. Er nahm seine unterbrochene Staatskarriere wieder auf, er stürzte sich mit rastlosem Eifer in die Arbeit, er reiste hierhin und dorthin, aber er fand keine Ruhe.

Nach Anna erkundigte er sich nicht. Sie sollte, sie mußte für ihn todt sein.

Ein Jahr war vergangen, da las er zufällig in einer Zeitung unter den Schiffsnachrichten, daß der Lloyd-Dampfer „Kosmopolit“, Kapitän Hartroß, nach Valparaiso abgegangen sei, und daß unter den Passagieren sich auch die Gattin des Kapitäns, Frau Anna Hartroß, befinde.

Er verwünschte das Blatt und den Zufall, der ihm dasselbe in die Hände gespielt. Die Kunde hatte ihm das Herz auf's Neue zerrissen. Anna war wieder auf der See, wieder allen Qualen der Furcht und der Todesangst ausgesetzt, und er war nicht bei ihr, sie zu trösten, zu schützen. Der Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht, all' das durchlebte Leid erwachte wieder in ihm. Von Natur sensittiv und nicht allzu kräftig veranlagt, vermochte er unter diesen Seelenkämpfen seinen Beamtenpflichten nicht länger voll zu genügen; er nahm Urlaub und begab sich auf Reisen in Europa's südliche Länder, um hier nach und nach die innere und äußere Gesundheit zu gewinnen.

So vergingen weitere vier Jahre.

Die Gräfin Brandenstein blieb mit ihm in stetem brieflichem Verkehr. Neuerdings hatte sie ihn ernstlich gebeten, das Wanderleben nun endlich aufzugeben und nach Eckenburg zurückzukehren. Es gäbe noch mehr gute und lebenswürdige Frauen auf der Welt, so schrieb sie, die wohl im Stande wären, ihn noch glücklich zu machen. Wolfram juckte die Achseln, als er dies las, aber schließlich machte er sich doch auf den Weg nach der Heimath.

In Berlin traf er einen alten Bekannten, den daselbst zum Marineministerium kommandirten Korvettenkapitän Legertwall. Derselbe begrüßte ihn mit Freude, theilte ihm mit, daß er sich in Hamburg eine Segelyacht habe bauen lassen, und forderte ihn auf, die Probefahrt derselben mitzumachen. Dieselbe sollte nicht weiter als von Hamburg nach Wilhelmshaven ausgebehrt werden, von dort könne Eckenburg sich dann mit der Bahn nach seiner thüringischen Heimath begeben, oder auch, falls er dies vorzöge, wieder mit nach Hamburg zurücksegeln.

Eckenburg ging auf diesen Vorschlag gern ein und machte sich mit dem Freunde auf die Fahrt nach Hamburg. Hier gerieth er einigermaßen in Erstaunen über die zahlreiche Gesellschaft, welche von dem Korvettenkapitän bereits vorher zur Theilnahme an der Probefahrt seiner Yacht eingeladen worden war. Außer der Gemahlin und den beiden Töchtern des Eigentümers hatte noch eine ganze Schaar von fröhlichen Gästen von dem an der Werft liegenden schmucken kleinen Fahrzeug Besitz ergriffen, so daß mit der Mannschaft sich über zwanzig Personen an Bord befanden.

Man segelte in heiterster Stimmung die Elbe hinab, passirte die „alte Liebe“, wie die Landungsbrücke bei Cuxhaven seit Menschen-gedenken genannt wird, und rauschte dann mit günstigem Winde in die Nordsee hinaus.

Der erste Tag verging unter Frohsinn und Scherzen; man tafelte viel, trank noch mehr und genoß in vollen Zügen die hohe Freude, welche eine solche Segelparthie an Bord eines mit allen Ertugenschaften der Neuzeit ausgerüsteten Seebootes einem Menschen mit gesundem Körper und gesunden Sinnen zu verursachen vermag.

Auf der Höhe von Wangeroog aber änderte sich das Wetter. Der Wind, der bisher ab-

wechselnd aus Westen und aus Süden geweht hatte, sprang plötzlich nach Nordwesten um, und ehe die Gesellschaft es sich versah, hatte sie einen Sturm auf dem Halse, der im Nu alle Luft an Bord dämpfte und die nicht See-gewohnten schleunigt in die Kojen trieb.

Die Nacht wurde stockfinster, und da man sich in ziemlicher Nähe des durch seine Sandbänke hier gefährlichen Landes befand, ließ Kapitän Legertwall das unter dichtgeresteten Segeln schwer arbeitende Fahrzeug wenden und versuchte, gegen den Sturm aufzukreuzen, um während der Nacht der Küste so fern als möglich zu bleiben.

Die Wuth des Sturmes steigerte sich von Stunde zu Stunde. Die elegante Kajüte hatte sich in eine Stätte des Glends verwandelt, das in jähem Gegensatz zu der lauten Fröhlichkeit stand, die vor wenigen Stunden hier noch geherrscht hatte.

Die kurzen Wogen der Nordsee brachen unaufhörlich über die Yacht her, auf deren Deck sich außer der Mannschaft nur noch der Kapitän Legertwall und der Baron Eckenburg befand. Alle Luken waren fest geschlossen. Die Bewegungen des kleinen Fahrzeuges waren so heftig, daß Eckenburg sich nur mit Aufbietung aller Kraft an den Großwanten der Windseite festhalten und vor schwerem Sturze bewahren konnte.

„Unser Aufkreuzen hilft uns nichts,“ sagte der Steuermann, der von vorne kam, zu ihm. „Der Sturm setzt uns stetig gegen das Land. Ich weiß nicht, wie weit wir von der Küste entfernt sein mögen, aber wenn wir in's flache Wasser gerathen, dann ist's Matthäi am Letzten mit der Yacht.“

Der Korvettenkapitän hatte diese Worte des Steuermannes gehört. „Halten Sie Ihren Mund, Sie alter Unglücksrabe!“ rief er zornig. „Ich habe auf Booten, die nicht halb so seetüchtig waren, als meines hier, schlimmere Stürme überstanden, und wenn der Wind uns auch nicht vorwärts kommen läßt, so befinden wir uns doch noch in genügender Entfernung von der Küste. Wenn's Tag wäre, dann könnten wir uns gar keinen besseren Wind zum Einlaufen in die Jahde wünschen. Jetzt ist's Mitternacht, gegen drei Uhr wird's hell, dann haben wir's überstanden.“

„Ist kein Leuchthurm hier in der Nähe?“ fragte Eckenburg.

„Ein Leuchthurm ist schon da,“ antwortete der Steuermann mürrisch, „wenn wir ihn aber jetzt zu sehen kriegen sollten, dann sitzen wir auch auf dem Lande.“

Er hatte kaum ausgesprochen, da deutete der Korvettenkapitän mit erschreckter Geberde nach See hinaus — ein Stern leuchtete dort grell aus dem Dunkel auf.

„Wahrhaftig!“ rief er. „Da ist das Friesenfeuer! Wir treiben auf die Bänke! Mühte ich darum meine Lieben und meine Freunde zu dieser Fahrt einladen, damit sie nun ihr Leben verlieren sollen?“

Fünf Minuten später saß die Yacht auf einer Sandbank, und die schäumenden, donnernden Wogen stürzten über sie her wie eine Meute hungriger Wölfe.

„Beim Friesenfeuer ist eine Rettungsstation,“ schrie der Steuermann. „Geben Sie uns die Magnesiumlichter und die Raketen heraus, Kapitän!“

Gleich darauf zischte Rakete auf Rakete in den heulenden Sturm empor, und es wahrte nicht lange, da kam vom Lande her Antwort. Ein Blaufeuer verkündete den Abgang des Rettungsbootes.

Die Passagiere waren zum Theil auf Deck gekrochen und klammerten sich hier, halb todt vor Schrecken und Angst, an Alles, was ihnen Halt gewähren konnte. Eckenburg nahm sich nach Kräften der Frauen an.

Nach einer Stunde fürchterlichen Harrens sah man in dem leuchtenden Wogenschaum der tosenden Brandung das Rettungsboot nahen. Zehnmal wurde es von der Brandung begraben, zehnmal rang es sich wieder empor; es kam näher und näher. Endlich lag es im See der Nacht, und die Ketten sprangen an Bord.

„Wie viel seid ihr?“ rief eine mächtige Stimme, die wie das Dröhnen einer Glocke den Sturm überlante.

„Zweiundzwanzig, darunter acht Frauen!“ rief der Korvettenkapitän zurück.

„Die Frauen zuerst!“ befahl der Führer des Rettungsbootes, eine gewaltige Gestalt, der unter den Ersten an Bord der Nacht gesprungen war und nun mit Riesenkraft eine der schreienden Frauen nach der anderen ergriff und in das Boot hinabreicherte.

Ununterbrochen stürzte die brandende See über die Nacht her, das Deck derselben in ein wüstes Chaos verwandelnd, dennoch aber hatte Eckenburg den Mann erkannt, der dort kühl und ruhig, wie Einer, dem Wind und Meer gehorsam stand, das Rettungswerk förderte und leitete.

Es war Erik Hartroß.

Das Rettungsboot war voll, und noch immer befanden sich zwölf Personen auf Deck der gestrandeten Yacht.

„Wir kommen wieder!“ rief Kapitän Hartroß, nachdem das Boot abgestoßen war.

Das schwer beladene Fahrzeug kämpfte sich durch die Brandung hindurch und verschwand in der tosenden Finsterniß.

„Ehe sie wieder da sind, ist's mit uns lange zu Ende,“ sagte der Steuermann. „Die Nacht ist schon bis an die Deckbalken voll Wasser.“

Im Osten graute der Tag. Der Sturm war noch immer im Zunehmen; die Schiffsbrüchigen begannen schon alle Hoffnung aufzugeben — da erspähten sie das Rettungsboot von Neuem.

Es kam heran.

„Seid schnell bei der Hand, Leute!“ schrie Kapitän Hartroß herüber, indem er das Boot vorsichtig längsseit treiben ließ. Dann sprang er wieder auf das Deck der Nacht.

Einer nach dem Anderen ließ sich in das Boot hinab, mühsam und vom Wogengischt geblendet und halb erstickt.

„Halt!“ schrie es herauf. „Wir sind voll, wir sind überladen! Nur Einer noch — schnell, Kapitän Hartroß!“

„Sind die Leute von der Nacht alle geborgen?“ rief der Schiffer.

„Baron Wolfram fehlt noch!“ schrie der Korvettenkapitän aus dem Boote.

„Baron Wolfram? Welcher Baron Wolfram!“ donnerte Hartroß.

„Baron Wolfram v. Eckenburg!“

Im nächsten Augenblick standen die beiden Männer in der das Deck überwirbelnden Brandung, in dem graubämmernen Morgenlichte und in dem schmetternden Sturm einander gegenüber.

„Sie sind das, Baron?“ stieß der Kapitän hervor.

„Ich bin's, Sie kennen mich,“ entgegnete Eckenburg ruhig. „Das Boot kann nur noch eine Person fassen, eilen Sie, Kapitän. Ich bleibe hier; mir liegt nichts an meiner Rettung.“

Hartroß trat einen Schritt zurück.

„Noch ein Wort, ehe Sie gehen,“ fuhr Eckenburg fort. „Nur ein Wort. Lebt Anna noch und ist sie glücklich?“

„Sie lebt — aber sie ist unglücklich,“ antwortete Hartroß langsam. „Sie ist jammervoll unglücklich. Ich kann daran nichts ändern, weil ihr Herz an Ihnen hängt. Sie würde glücklich sein, wenn sie Sie hätte. Ich hoffe immer, sie noch einmal glücklich machen zu können. Jetzt kann ich's. Um Anna's willen sollen Sie gerettet werden, ich aber will mein

Schicksal erfüllen, welches ist, in der See zu sterben!“

Noch ehe Eckenburg etwas erwidern konnte, hatte der Schiffer ihn ergriffen und wie ein Kind in's Boot hinabgelassen.

„Vorwärts, Leute!“ rief er dann. „Mich könnt ihr später holen!“

Als er diese Worte rief, wußte er, daß das zurückkehrende Boot keine Planke von der Nacht mehr vorfinden würde.

Vergebens beschwor Eckenburg die Rudersleute, den Kapitän nicht allein seinem Schicksal zu überlassen; eine gewaltige Welle riß das Boot von dem gestrandeten Schiffe fort, und des Barons Rufe und Bitten verhallten in dem Gebraus der Wogen und dem Heulen des Sturmes.

Nach schwerem Kampfe erreichte das Boot die Küste; kaum waren die Geretteten gelandet, als die Mannschaft sich wieder auf die Fahrt machte, um Erik Hartroß von dem Brack zu holen.

„Zehntausend Mark für euch, Leute, wenn ihr ihn gesund zurückbringt!“ schrie Eckenburg dem Boote nach.

Die Seeleute arbeiteten mit übermenschlicher Anstrengung, als sie aber in der Gegend anlangten, wo die Yacht auf der Sandbank gelegen hatte, da war keine Spur von dem Fahrzeuge mehr zu sehen, nur die grünen, glasigen Wogen schäumten und brandeten über der Stelle, wo Kapitän Hartroß sein Leben gelassen hatte.

Die Theilnehmer an der Vergnügungsfahrt, die ein so schlimmes Ende genommen, fanden in der Wohnung des Leuchtturmwächters und in dem Hause der Rettungsstation eine vorläufige Unterkunft. An letzterem Orte erfuhr Eckenburg auch, daß Kapitän Hartroß vor zwei Jahren die Seefahrt aufgegeben habe, um sich zur Ruhe zu setzen; bald aber habe der an Thätigkeit gewöhnte Mann die Ruhe unerträglich gefunden und aus diesem Grunde die Führung der Rettungsstation am Friesenfeuer, wie dieselbe nach dem Leuchtturm genannt wurde, übernommen. Sein Wohnhaus stand eine kleine Strecke landeinwärts, neben dem Flaggenmast auf dem grün umbuischten Hügel.

Eckenburg erbat sich von den Bootsleuten die Erlaubniß, der Erste sein zu dürfen, welcher der hinterlassenen Frau des Kapitäns die Kunde von dem Tode desselben überbrachte, ein Verlangen, das ihm gern gewährt wurde.

Als die Sonne über der wildbewegten See aufging, stieg er den Hügel hinan und trat in das Haus, dessen Thür offen stand. Die junge Frau hatte ihn nahen sehen.

Sie kam ihm entgegen, geisterbleich, die Hand auf das Herz gedrückt.

„Wolfram!“

„Anna!“

„Wo ist Erik?“

Er führte sie zurück in das von der Frühsonne hell erscheinende Gemach und erzählte ihr mit tief bewegter, lebender Stimme, wie Erik Hartroß, der ihr Leben zu einem so unglücklichen gemacht hatte, den Heldentod gestorben war für ihn und für sie.

Anna ist seit fünf Jahren bereits die Herrin und Hausfrau auf der alten Eckenburg im Thüringer Walde, geliebt von ihrem Gemahl und hochberehrt von Allen, die sie kennen. Drei fröhliche Knaben spielen um sie her, denen sie oft die Geschichte erzählen muß von dem guten, tapferen Mann, der sein Leben gelassen hatte, um den Vater zu retten, und die dann stets einstimmig und mit Begeisterung erklären, dereinst auch einmal so brave Seeleute werden zu wollen, was die Mutter nur thranenden Auges anzuhören vermag.

Der alte Amtmann ist nach dem Tode

seiner Frau zu seinem Schwiegersohne übergesteilt; er ist jetzt ein Achtziger, hält sich aber in Bezug auf die Erziehung seiner Enkel für völlig unentbehrlich, und alle Einwendungen schlägt er triumphirend aus dem Felde, indem er herausfordernd sagt: „Was wollt ihr? Seht mein Ansehen an; ist jemals ein Kind besser erzogen worden, als sie?“

Als besonderes Heiligthum aber betrachtet Baron Wolfram den zweiten Goldreif an dem schlanken Finger seiner Gemahlin, den Ehering des Kapitäns Hartroß.

Ende.

## Kaiser Rudolph's Ritt nach Speyer.

(Mit Bild auf Seite 49.)

Als Kaiser Rudolph von Habsburg sein Ende nahen fühlte, ritt er, den Tod bereits im Herzen, von Frankfurt a. M. nach Speyer, der Todtenstadt der deutschen Kaiser, wo in dem alten Dome schon Konrad II., Heinrich II., Heinrich IV., Heinrich V. und Philipp von Schwaben ruhten. Es war ein düsterer Zug; der Kaiser war umgeben von seinen Geistlichen und Hofleuten, horchend auf die Gebete, die sein Hauskaplan neben ihm zu Noß unterwegs vorlas, wie es das Bild auf S. 49 darstellt. Das Volk, das den Kaiser liebte und verehrte wegen der Schlichtheit und Offenheit seines Wesens, stand trauernd in Haufen am Wege. Rudolph sollte sein Ziel Speyer jedoch nicht lebend mehr erreichen. Am 14. Juli 1291 kam er nach Germersheim und hier starb er am nächsten Tage. Nur seine Leiche zog in das nahe Speyer ein.

## Schloß Tirol bei Meran.

(Mit Bild auf Seite 52.)

Wohl kein Fremder, der nach Meran kommt, veräumt es, dem unsern der Stadt gelegenen alten Burgschloß Tirol (siehe die Ansicht auf S. 52), welches dem Lande den Namen ließ, seinen Besuch abzustatten. Es besteht eigentlich aus drei ziemlich verwaerlosten Theilen: dem alten Schlosse (Römerthurm), dem Brunnenburg und dem neueren Schlosse. Die alte Burg war urkundlich schon ein römisches Kastell, später bauten sich die Grafen von Tirol auf dem römischen Unterbau und dem benachbarten Felsenrat an, worauf das neuere Schloß steht, das unregelmäßig gebaut ist und aus verschiedenen Perioden stammt. Die Geschichte des Schlosses ist eine höchst wechselvolle: nachdem die Grafen von Tirol und Görz hier residirt und Margarethe Mantua'sch das Land an die Erzherzoge von Oesterreich veräußert hatte, wohnten eine Zeitlang die Landeshauptleute auf dem Schlosse, dann stand es lange unbewohnt. 1808 verkaufte die bayrische Regierung es auf den Abbruch an einen Bauern, der es aber erhielt, und nachdem Tirol 1813 an Oesterreich zurückgefallen war, kaufte die Stadt Meran das Schloß und verehrte es dem Kaiser Franz.

## Die Klatschbasc.

(Mit Bild auf Seite 53.)

Überall gibt es Klatschbasen, die allerlei unverbürgte Standalgeschichten und boshafte Verleumdungen von Haus zu Haus tragen und oft genug großes Unheil anrichten. Die Klatschbasc auf unserem Bilde S. 53 (nach einem Gemälde von Carl Zewy), welche einer hübschen jungen Näherin ihren Vorrath von Neuigkeiten auskramt, scheint nun wohl keine solche schlimme Person zu sein, nach dem harmlosen Ausdruck ihres Gesichtes zu urtheilen. Sie lügt und verleumdet gewiß nicht, sondern kann nur einmal das Schwätzen nicht lassen und kommt gleich vom Hunderten in's Tausendste, wenn sie eine so willige Zuhörerin, wie das junge Mädchen, findet.

## Eine Tigerjagd in Venezuela.

Ein Reiseerlebnis von Friedrich J. Fajeken.

(Nachdruck verboten.)

Mein Freund, Don Bacondo Vidal, allgemein in Caracas, der Hauptstadt der Bundesrepublik Venezuela, der „Karibe Vidal“ genannt, da er von den Karibenindianern abstammte, war etwa zwei Meter groß. Im

Verhältniß zur Länge war auch sein Körper überaus kräftig gebaut, und wenn ich ihn sein muthiges Roß tummeln sah, welches ebenfalls eine ungewöhnliche Größe und Stärke hatte, mußte ich unwillkürlich an die Heldengestalten unserer alten Germanen denken, nur daß des Kariben Hautfarbe nicht weiß, sondern braun war, und seinen Scheitel anstatt rothblonder Locken tiefschwarze, glatte Haare bedeckten. Sein Reichthum verschaffte ihm großes Ansehen unter dem Volke, und wegen seines immer freundlichen, zuvorommenden Wesens schätzte ihn auch Jedermann.

Bidal's Hauptgeschäft war Viehzucht. Er besaß mehrere tausend Stück Vieh, welches halb verwildert auf den unabsehbaren Grassteppen oder Savannen umherlief. Etwa sechzig

englische Meilen von der Stadt entfernt lag sein Hato.\*) Dort wohnte seine Familie und eine Anzahl Knechte.

Mein Freund kannte meine Leidenschaft für das edle Waidwerk. Als ich ihm einst erzählte, daß ich leider bisher nur Papageien, Tauben und andere Vögel geschossen und eine unbeschreibliche Sehnsucht hätte, auch einmal ein größeres Thier zu erlegen, versprach er mir, für eine Jagdbeute zu sorgen, mit der ich wohl zufrieden sein könne, und er hielt Wort. Eines Morgens sandte er mir einen seiner Peones (Knechte) mit der Aufforderung, ihn in einigen Tagen nach seiner Besitzung zu begleiten, wo in der letzten Zeit wieder mehrere

Tiger\*) unter dem Jungvieh Verheerungen angerichtet hätten.

Wer war froher als ich! Bidal kam, um mich abzuholen; und mit allem Nöthigen für die mir bevorstehende interessante Jagd ausgerüstet, verließen wir Beide am nächsten Morgen bei Tagesgrauen die Stadt.

Mir war von meinem Freunde ein Macho\*\*) zuertheilt, welcher mit seinem großen, schweren Pferde gleichen Schritt hielt und dabei eine so leichte Gangart hatte, daß ich bequem wie

\*) Der südamerikanische Tiger ist in der Naturgeschichte unter der Bezeichnung Unze oder Jaguar bekannt. Der letztere Name stammt aus der Sprache der Guaranos-Indianer, welche das Thier Jaguarete (Körper des Hundes) nennen.

\*\*) Männliches Maulthier.

\*) Ansiedelung der Viehzüchter.



Schloß Tirol bei Meran. (S. 51)

auf einem Stuhle saß, wodurch mir der ungewohnt lange Ritt durchaus nicht unangenehm wurde.

Beinahe ununterbrochen führte der Weg über weite Steppen, auf denen nur vereinzelt ein Busch oder Baum stand. Mit jeder Stunde sandte die Sonne ihre senkrechten Strahlen glühender auf uns hernieder, und erleichtert athmeten wir auf, wenn uns von Zeit zu Zeit dichter Urwald umgab oder uns ein größerer Palmenhain Schatten bot.

Als gegen Mittag die Hitze gar zu unerträglich wurde, rasteten wir mehrere Stunden am Ufer eines Baches unter einigen großen Bäumen; dann ging es weiter, bis wir Abends eine kleine Anpflanzung erreichten, wo wir Nachtquartier machten. Früh am anderen Morgen setzten wir dann unsere Reise fort, und gelangten eine Stunde vor Sonnenuntergang an den Hato Don Barundo's.

Von einer Anzahl hoher, mit Früchten beladener Mangobäume beschattet standen auf

einem kleinen Hügel sechs Hütten. Alle waren mit Dächern aus Palmwedeln versehen, unter denen acht und mehr Pfähle im Quadrat durch Lehmwände miteinander verbunden waren, wodurch neben einem offenen Theil der Hütte ein geschlossener Raum gebildet wurde, welcher durch eine schmale Thüröffnung und durch ein kleines vergittertes Fenster Licht und Luft erhielt. Eine Bananen-, Kokos- und Yucca-Anpflanzung zog sich, von einer hohen Kaktushecke umgeben, an einem Bache entlang, dessen kristallklares Wasser zwischen den von Schlingengewächsen überwucherten Ufern plätschernd dahineilte.

Mehrere Peones kamen uns, begleitet von einer bellenden Kotte mittelgroßer, kurzhaariger Hunde, entgegen. Aus den Hütten traten Frauen, Mädchen und Kinder, von denen ich mit sichtlichem Neugier angestarrt wurde. Selten kam wohl ein vollständig Weißer in diese abgelegene Gegend.

Nachdem wir aus dem Sattel gestiegen waren, stellte mich der Karibe seiner Frau,

einem jungen, schlantgewachsenen Weibe mit großen, schwarzen Augen, sowie zweien erwachsenen Mädchen, Töchtern von seiner ersten Frau, vor und führte mich dann zu der größten, von ihm und seiner Familie bewohnten Hütte, indem er mich bat, es mir bequem zu machen und sein Eigenthum ganz als das meine zu betrachten.

Von dem Hügel aus hatte man nach allen Seiten einen Blick über die unendliche Grasfläche, welche im Süden und Norden von dunklen Urwäldern begrenzt wurde. Am westlichen Horizont stand die Sonne wie ein mächtiger glühender Feuerball, und ihre bis zum Zenith emporschießenden Strahlen übergossen den Himmel und die weite Savanne mit purpurnem Schimmer. In den Bäumen flog krächzend und schreiend eine Schaar Loritos\*) von Zweig zu Zweig. Ein Pfeifen und Flöten anderer Vögel, ein Schnarren, Zirpen und Rasseln der

\*) Kleine, grüne Papageien.



**Die Klatschbase.** Nach einem Gemälde von Carl Zewy. (S. 51)  
 Das Original befindet sich im Besitze der Kunsthandlung von Fr. Schwarz in Wien.

Insekten tönte von der Anpflanzung her, und fern aus der Steppe schallte das Gebrüll der Stiere herüber.

Vor den Hütten wurden jetzt mehrere Feuer angezündet, an denen die Frauen und Mädchen die Abendmahlzeit zu bereiten begannen. Don Vacundo hatte mich verlassen, um seinen Knechten Anordnungen bezüglich unserer, für den nächsten Tag geplanten Jagd zu geben. Unterdessen versuchte ich, mich durch einige kleine Geschenke, Perlen, Ketten, Bänder und dergleichen, mit den zahlreich vorhandenen Kindern zu befreunden, von denen die Jüngeren ganz nackt, die Aelteren nur nothdürftig bekleidet waren. Bald umdrängten sie mich jubelnd und kreischend, während ich mit ihnen scherzte, bis die Sonne versank und es dann rasch zunehmend dunkel wurde.

In Gemeinschaft mit dem Kariben und seiner Familie nahm ich die Abendmahlzeit ein. Sie bestand aus einer Art Gemüsesuppe, dem Sanchoche genannten Nationalgericht Venesuela's, das mir vortrefflich mundete. Da wir beabsichtigten, am nächsten Morgen früh zur Jagd aufzubrechen, und der andauernde Ritt mich ermüdet hatte, verfügte ich mich bald in meine Hängematte, welche meinem Wunsche gemäß in dem offenen Theil der Hütte befestigt worden war. Ein leichter, östlicher Wind brachte eine erfrischende Kühle nach dem heißen Tage, und fest in meine wollene Decke gehüllt, schlief ich ein.

Nach vor Tagesanbruch wurde ich von meinem Freunde geweckt. Der Morgenimbis, gebratene Bananen, Kaffee und Cassabebrod,\*) erwartete mich bereits; auch hatten die Knechte schon mehrere Pferde gefattelt, welche, ungeduldig mit den Vorderhufen scharrend, an einem Pfeiler der Hütte angebunden waren.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, bestiegen Vidal und ich, sowie zwei Knechte die Gänle. Laut bellend sprangen die Hunde an uns empor. Durch das ihnen wiederholt zugerufene Wort „tigro“! schienen sie zu wissen, um was es sich heute handelte.

Langsam ritten wir in der Richtung nach Norden davon. Uns voraus schritt ein kräftig gebauter, bis auf einen Schurz aus blauem Stoff nackter Indianer, welcher eine etwa 2½ Meter lange Lanze auf der Schulter trug. Mehrere Knechte folgten uns mit unseren Büchsen, dem übrigen Jagdgeräth, einigem Proviant und Getränken.

Nach glitzerten die Sterne am nächtlichen Himmel, und erst eine Stunde nach unserem Aufbruch zeigte sich im fernem Osten ein lichter Schein, dessen Ausdehnung mit Blitzesschnelle zunahm. Plötzlich färbte sich der Himmel purpurroth. Die Sterne verschwanden. Wenige Minuten später tauchte die Sonne hinter einem violetten Dunstschleier am Horizont empor, und es war heller Tag. Eine halbe Stunde später erreichten wir den Rand des Urwaldes.

„Jetzt beginnt die Suche,“ sagte Don Vacundo, und von ihm und den Knechten wurde den Hunden abermals das Wort „tigro!“ zugerufen.

Die Nase auf dem Boden, zerstreuten sich die Thiere nach allen Seiten. Langsam folgten wir. Bisweilen lichtete sich der Wald. Umgeben von gewaltigen Baumriesen lag eine kleine Grasfläche oder ein mit langem Schilf und großblättrigen Farren umrahmter Wasserspiegel, von dem die verschiedenartigsten Vögel bei unserem Erscheinen sich kreischend erhoben und von dannen flogen.

Der Indianer vor uns bemühte sich emsig, die eifrig suchenden Hunde beieinander zu halten. Einen jeden rief er bei Namen und willig gehorchten ihm die Thiere. „Pedro, komm' hierher! — Agosto, nicht zu weit! — Wohin willst

Du, Ines? — Sei nicht faul, Hilario! — So ist es gut, José! — Wo ist der Tiger? Ha! Wo mag er sein? — Vorwärts, Adolfo! — Bist Du toll geworden, Theresa? — Sieh' Dich vor, Juan! — Warte, Isabel! Ich werde Dir zeigen, was Deine Pflicht ist, alberne Hündin!“ — So klang es unaufhörlich aus seinem Munde. Zwischendurch stieß er wieder sein mit Rischlauten begleitetes „tigro!“ hervor, welches Wort die Hunde zu immer größerem Eifer anspornte.

Alles Suchen schien jedoch vergeblich zu sein. Mitunter spitzten die Hunde wohl die Ohren, als witterten sie etwas Verdächtiges; aber jedesmal schüttelte der Indianer den Kopf, und wieder begann er seine Unterhaltung mit den Thieren.

Je weiter wir kamen, desto felsiger wurde die Gegend. Mächtige, mit Moos und Schlinggewächsen überwucherte Steinblöcke lagen zwischen den vereinzelter stehenden Bäumen. Hohes Gras, holzartiges Strauchwerk bedeckte hier und dort den Untergrund.

Plötzlich blähte Don Vacundo's Pferd die Nüstern, und an dem schön geformten, hoch emporgerichteten Kopf bewegten sich lebhaft die Ohren.

„Aha! Jetzt ist der Tiger nicht mehr fern,“ rief Vidal erfreut. „Mein Kopf weiß es noch besser als die Hunde.“

In demselben Augenblicke erhob sich unter diesen ein wüthendes Gebell, und eilig stürzten Alle vorwärts. Der Indianer folgte ihnen in behenden Sprüngen, bei denen er den Lanzenstift als Stütze gebrauchte.

Rasch ritten wir nach; aber als wir jetzt der bellenden Meute wieder näher kamen, stukten die Gänle und weigerten sich, dem Zügel und unseren Sporen zu gehorchen. Wir stiegen ab, und die Büchsen schußbereit in den Händen, ging es zu Fuß durch dichtes Gestrüpp weiter.

Immer näher klang das Gebell der Hunde, dazwischen hörte man deutlich die Stimme des Indianers. „Aha! So ist es brav, Theresa! — Vorwärts, José! Wer wird Furcht zeigen vor der Bestie? — Nicht zu dicht heran, Isabel! Willst Du Dich platt wie ein Cassabebrod schlagen lassen? — Prächtig, Hilario! Aha! tigro! tigro!“

Da theilte sich das Dickicht, und auf einer von Felsblöcken und hohen Bäumen eingefassten Fläche bot sich mir ein interessantes Schauspiel. Am Fuße einer schroffen Steinwand lag niedergekauert der Jaguar. Sein breiter Kopf ruhte auf den schweren Vordertagen. Die funkelnden Augen folgten jeder Bewegung der Hunde, welche heulend und bellend dicht vor ihrem Feinde hin und her sprangen. Kam dem Jaguar ein Hund zu nahe, dann fuhr er mit einer der Taten blitzschnell unter seinem Kopfe hervor; doch ebenso rasch wich auch der Hund dem Schlage aus.

Etwa fünfzehn Schritte war ich von der umringten Bestie entfernt, als Don Vacundo mich aufforderte, näher zu treten und zu schießen. Zögernd kam ich seinem Wunsche nach. Auf zehn Schritt Entfernung von dem Jaguar wollte ich die Büchse zum Anschlag bringen, der Indianer hinderte mich daran und zog mich am Arm noch weiter vor. Heiß und kalt lief es mir über den Rücken.

Jetzt stellte sich der Indianer neben mich und stemmte seine Lanze, die Spitze nach vorn geneigt, auf die Erde gegen seinen rechten Fuß, indem er mir hastig zuflüsterte: „Schießt ihn in das Auge, Señor, und wenn Ihr mir einen Gefallen erweisen wollt, trefft.“

Der Jaguar schien uns bislang noch nicht bemerkt zu haben. Er hatte auch genügend zu thun, sich die wüthenden, immer toller auf ihn eindringenden Hunde vom Leibe zu halten.

Meine Hand zitterte, als ich die Büchse

erhob. Mit Gewalt kämpfte ich meine erklärliche Aufregung nieder; genau nahm ich das linke Auge des Thieres auf's Korn und drückte ab.

Der Schuß krachte. Ein lautes, markerschütterndes Geheul erschallte. Gleichzeitig wurde ich durch einen kräftigen Stoß bei Seile und zu Boden geschleudert.

Als ich schnell wieder aufsprang, lag der Jaguar, mit den Taten um sich schlagend, auf dem Rücken, an der Stelle, wo ich soeben gestanden hatte. Die zweischneidige Lanze des Indianers steckte ihm tief im Leibe.

In dieser Weise wird der Jaguar überall im Lande erlegt. Sobald er von der Kugel getroffen wird, schnellert er aus seiner liegenden Stellung empor, setzt seine letzten Kräfte sammelnd, über die Hunde hinweg auf seine Angreifer zu und springt so in die ihm vorgehaltene Lanze. Die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, mit der die Indianer diese handhaben, ist bewundernswürdig. Mißglückt es, den Jaguar aufzuspießen, und ist derselbe nicht tödtlich verwundet, dann schweben der Schütze und der Indianer in der größten Lebensgefahr. Im Allgemeinen sind die Jaguare feiger Natur und belästigen einen Menschen nur, wenn sie ihn schlafend antreffen und sie der Hunger plagt. Verwundet kennt jedoch das Thier in seiner Wuth keine Grenzen.

Heulend hatten sich die Hunde auf die Bestie gestürzt, deren Bewegungen rasch schwächer wurden, bis sie nach wenigen Minuten verendete. Meine Kugel war ihr dicht bei dem linken Auge in den Schädel gedrungen.

„Jetzt vorwärts, daß wir auch den anderen tödten! Wohl sah ich den Feigling. Vorwärts, meine Hunde!“ rief der Indianer begeistert. Mit einem Ruck riß er die Lanze aus dem Leibe des todtten Thieres, und indem er die Hunde durch sein „tigro! tigro!“ zu neuem Eifer anfeuerte, eilte er in nördlicher Richtung fort.

Wir folgten ihm, nachdem mein Freund den Peones Befehl erteilt hatte, dem erlegten Jaguar das Fell abzugeben.

Jetzt begann die Jagd sehr anstrengend für uns zu werden. Immer dichter wurde der Urwald und größer die Entfernung zwischen dem Indianer mit seiner Meute und uns. Soviel wie möglich bahnte mir Don Vacundo mit seiner breiten, hünenhaften Gestalt den Weg. Wo Ranken- und Schlinggewächse denselben gänzlich versperrten, gebrauchte er sein langes Messer (Machete).

Nach einer Weile ertönte ein lauter Schrei des Indianers in der Ferne.

„Vorwärts, amigo! Der Tiger ist gefunden,“ rief mein Freund erfreut aus, und hastiger schaffte er sich mit wuchtigen Messerhieben Bahn.

Gleich darauf wurde der Weg freier. Der Untergrund war zum Theile sumpfig. In meinem Eifer achtete ich nicht darauf, bis ich weit über die Kniee in den Schlamm sank. Don Vacundo war an dem Sumpfe entlang vorausgeeilt, und als ich glücklich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, an der anderen Seite der Richtung im Dickicht verschwunden.

Jetzt verstummte das Gebell der Hunde. Um mich her herrschte eine unheimliche Stille, nur einige große, grün-, roth- und blaugefiederte Papageien mit langem Schwanz krächzten in dem Wipfel eines hohen Baumes, dessen mächtiger, mit Schlingpflanzen und feuerroth blühenden Orchideen überwuchert Stamm sich schräg über den Sumpf lehnte, mit welchem ich soeben Bekanntschaft gemacht hatte. Ich stand unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte.

Wieder begann das Gebell der Hunde. Es klang näher und näher.

Da knackte und krachte in meiner Nähe das Gestrüpp und daraus hervor sprang, keine drei

\*) Aus der Wurzel der bitteren Yucca hergestellt.

Schritte von mir entfernt, der verfolgte Jaguar. Einen Augenblick stuchte er, als er mich erblickte. Sein Schweif schlug heftig die Flanken, und knurrend zeigte er mir seine Zähne. Dann sprang er zur Seite, und in kurzen Sätzen flüchtete er nach dem Sumpf. Bis an den Leib versank er in dem schlammigen, mit Moos bedeckten Grunde.

Alle Vorsicht vergessend, trieb mich der Jagdeifer, auf den Jaguar zu schießen. Mit kurz abgestoßenem Geheul drehte das verwundete Thier sich um und setzte zum Sprunge an. Da brachen die Hunde aus dem Dickicht hervor und stürzten mit wüthendem Gebell auf ihren Feind zu. Bevor sie denselben jedoch erreichten und ihm den Rückweg abschneiden konnten, war er mit einem Satz neben dem über den Sumpf lehrenden Baum. Behende kletterte er den breiten Stamm hinauf, zwischen dessen ersten Zweigen er sich niederkauerte und knurrend seine Verfolger erwartete.

Athemlos erschien nun auch Vidal und der Indianer. Als Letzterer den Jaguar auf dem Baume bemerkte, kletterte er sich unwillig hinter dem Oh. „Meine Arbeit ist hier beendet“, sagte er, und als er meinen fragenden Blick auf sich gerichtet sah, fuhr er rasch fort: „Ich habe keine Furcht, Señor, wenn die Bestie auf der flachen Erde ist; aber den Sprung von der Höhe auf mich herab vermag ich nicht zu berechnen. Gebt euch daher keine Mühe, mich etwa überreden zu wollen, euch behilflich zu sein. Ich thue es nicht, Señores.“

Einer der Hunde war mittlerweile ebenfalls den schrägen Stamm hinauf. Seine Kühnheit mußte er theuer bezahlen. Heulend sprang der Jaguar vor, und mit einem Schlage seiner Tazze schleuderte er das arme Thier in den Sumpf. Vergebens war es bemüht, sich aus dem Schlamm zu retten. Winselnd versank es unter der Oberfläche.

„Arme Theresa,“ murmelte der Indianer mitleidig. Einen zornigen Blick warf er nach dem Jaguar; fester packte er die Lanze, und es schien, als wolle er jetzt doch der Bestie gegenüberreten. Aber nach kurzem Besinnen schüttelte er den Kopf, und die Lanze in die weiche Erde stoßend, rief er hastig: „Nein, ihr Herren! Ich thue es nicht! Das hieße meinen Schutzpatron San Miguel zu sehr auf die Probe stellen.“

„Wir wollen Beide zugleich schießen,“ meinte Don Vacundo. „Es wäre ein Jammer, wenn das Thier am Leben bliebe.“

Ich war bereit. Sofort lagen unsere Büchsen im Anschlage. Gleichzeitig krachten die Schüsse. Ein grauerregendes Geheul ertönte. Wohl setzte der Jaguar zum Sprunge an; doch denselben auszuführen, fehlte ihm die Kraft. Wankend glitt er vom Stamme herab in den Sumpf. Weit spritzte der schwarzbraune Schlamm umher.

Wellend und blind vor Eifer stürzten die Hunde vorwärts. Schnell war der Indianer mitten zwischen ihnen am Rande des Sumpfes. „Vorsicht! Bist du wahnsinnig, José? — Zurück, Hilario! — Laß ab, Juan! — Isabel, du dummes Mädchen! — Zurück, ihr Lumpengefindel!“ schrie er laut und schleuderte, selbst bis an den Leib im Schlamm, ein versinkendes Thier nach dem anderen an das Ufer. Aber erst als der Jaguar wie die arme Theresa unter der schwarzen Oberfläche verschwunden war, beruhigten sich die Hunde, und vollständig erschöpft legten sie sich keuchend, die Zunge weit aus dem Halse gestreckt, auf den feuchten Boden nieder.

Eine halbe Stunde rasteten wir ebenfalls, dann kehrten wir nach dem Platze zurück, wo die Knechte während unserer Abwesenheit dem zuerst erlegten Jaguar das Fell abgezogen hatten. Dort lagerten wir uns auf unseren

Decken im Schatten eines großen Mahagonibaumes und ließen uns den mitgenommenen Eßvorrath schmecken. Nachdem wir gesättigt waren, gönnten wir unserem, von der beschwerlichen Jagd ermüdeten Körper mehrere Stunden Ruhe, soweit dieses bei den unzähligen, uns fortwährend umschwärmenden Moskitos und anderen stechenden Insekten möglich war. Zweimal mußten wir außerdem, von großen, schwarzen Ameisen vertrieben, welche überall auf dem Boden, sowie an den Baumstämmen und Sträuchern umhertrohen, unseren Lagerplatz wechseln.

Am Nachmittag machten wir uns wieder auf den Weg nach dem Hato meines Freundes, welchen wir bei Sonnenuntergang glücklich erreichten.

Die Frauen, Mädchen und Knechte theilten unsere Freude an dem Gelingen der Jagd. Nach der Abendmahlzeit holten die Peones ihre Cincos\*) und die bei keiner Volksmusik fehlenden Marracas\*\*) herbei, und bis spät in die Nacht hinein erschallte der eigenthümliche, melancholische Gesang, zu welchem sich die Leute, wie es ihnen gerade die Stimmung eingibt, die Melodie bilden und die Worte aus dem Stegreif dichten.

Einen Tag verweilte ich noch bei meinem Freunde, dann verabschiedete ich mich. Don Vacundo ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich nach der Stadt zu begleiten.

Noch einmal besuchte ich später den „Kariben“ auf seinem Hato; aber eine Gelegenheit, Jaguare zu jagen, bot sich mir leider nicht wieder.

Es war meine erste und letzte Tigerjagd in Südamerika.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Eine Jugendliebe Kaiser Wilhelm's I.** — Am 22. August 1870 herrichte in der französischen Stadt Dizier ein reges Leben. Zahlreiche deutsche Soldaten waren eingerückt und verlangten Quartiere, um endlich unter Dach und Fach gelangen zu können. Auch in das Haus der Madame Barnier, einer hochbetagten reichen Dame, deren Eltern schon in Dizier gewohnt hatten, waren mehrere Offiziere gelegt, darunter Lieutenant R., Reserveoffizier eines preussischen Regiments. Die Einquartierten wurden von der alten Dame in so liebenswürdiger Weise empfangen, als ob sie Freunde und seit Langem erwartet worden wären. Das Abendessen, das im großen Speisesaale servirt wurde, war vorzüglich, eine Delikatesse löste die andere ab, von Kriegsnoth schien keine Spur zu herrschen. Nach Beendigung des Mahles blieben die Offiziere noch lange beisammen und suchten erst spät ihre Ruhestätte auf, um sich von den Anstrengungen und Strapazen der letzten Tage zu erholen. Am anderen Morgen verließ Lieutenant R. erst spät das Bett und begann sich anzukleiden. Hiermit beschäftigt, warf er einen Blick durch das Fenster auf die Straße und bemerkte dabei einige in die Glasscheibe geritzte Worte in französischer Sprache, die er weiter nicht beachtete. Bald darauf fand er sich mit seinen Kameraden zum Frühstück ein, worauf Alle den dampfenden Kaffee, von der liebenswürdigen Wirthin kredenzt, genossen und sich über die Ereignisse der vergangenen Tage unterhielten.

„Mein Herr,“ sagte da heiter Madame Barnier zu Lieutenant R., „wie haben Sie diese Nacht geruht? Wissen Sie auch, daß in dem Zimmer, in dem Sie geschlafen, vor langen Jahren ein hoher Gast logirt hat? Es sind nunmehr 56 Jahre her, daß Ihr König Wilhelm als junger Prinz in demselben wohnte!“

Erstaunt hatten die Offiziere zugehört und bestürmten nun die Greisin mit der Bitte, ihnen die Einzelheiten jenes denkwürdigen Besuchs mitzutheilen. Madame Barnier entsprach dem Wunsche sichtlich gerne und begann: „Es war in jenem kriegerischen

Jahre 1814, ich zählte damals fünfzehn Jahre, da kam eines Tages König Friedrich Wilhelm III. mit vielen hohen Herren in meines Vaters Haus, in dasselbe, in dem wir uns befinden, und nahm es zum Hauptquartier, mit ihm kam auch sein Sohn, Prinz Wilhelm. Dieser war ein feiner junger Herr, dem man die Liebenswürdigkeit ansehen konnte. Wir räumten ihm, da das Zimmer, in dem Sie, Herr Lieutenant, in vergangener Nacht geschlafen, ihm besonders gefiel, dasselbe auf seinen Wunsch ein. Auf mich hatte er einen unvergesslichen Eindruck gemacht, und als die hohen Herren dann nach einigen Tagen weiterreisten, gab Prinz Wilhelm mir ein von ihm niedergeschriebenes Gedicht, das ich noch besitze. Der Prinz war schon mehrere Tage fort, da kam meine Gouvernante plötzlich in mein Zimmer geeilt und rief athemlos, ich möchte schnell kommen und sehen, was der Prinz hinterlassen hätte. Ich lief mehr, als daß ich ging, wurde von meiner Erzieherin in jenes Zimmer geführt und fand daselbst in einer Fensterscheibe die deutlich eingezeichneten Worte: Je t'aime... Pr. G. (Ich liebe Dich. Prinz Wilhelm [Guillaume]). Nun wußte ich genau, daß Prinz Wilhelm mich verehrte; ein ähnliches Gefühl hegte ich auch für ihn und war in meinem Gemüth um so glücklicher, als er mir jene Worte hinterlassen hatte.“

Die Offiziere sprachen die Bitte aus, die historische Fensterscheibe mit der Inschrift sehen zu dürfen, was ihnen gerne gestattet wurde. Unter Führung der Greisin begaben sie sich dahin und betrachteten die Worte, welche einst König Wilhelm in jungen Jahren in liebender Stimmung in's Glas geritzt hatte.

Die Kunde von der liebenswürdigen Ueberraschung bei Madame Barnier verbreitete sich in ganz Dizier bei den Offizieren, und viele kamen, sich die Scheibe anzusehen. Bald rückten andere Truppen nach, die bereits mit der Frage nach Madame Barnier's Haus ankamen. Bei einer solchen Gelegenheit äußerte diese, es wäre ihr sehr lieb, den König Wilhelm bewirthen und beherbergen zu dürfen, welchem Verlangen jedoch vorläufig nicht entsprochen werden konnte, da es ungewiß blieb, ob der König nach Dizier kommen würde. Als dann später König Wilhelm wirklich eintraf und von dem Wunsche der Greisin Kenntniß erhalten hatte, begab er sich wenige Stunden nach seiner Ankunft, ohne jede Begleitung, nach der Avenue de Nancy und lenkte seine Schritte nach dem Hause der Madame Barnier. Ohne förmliche Anmeldung trat er hinein und wurde von derselben sofort erkannt.

„Gnädige Frau, Sie sehen mich nach langen Jahren,“ sprach der König, „wieder an dieser Stätte, die —“

„Sire,“ erwiderte die Greisin bewegt, „ich habe Sie nicht vergessen!“

Lächelnd hob der König den Zeigefinger empor und sagte: „Aber, Angélique, Sie haben geplaudert, ich bin jetzt im Munde aller meiner Offiziere.“

„Verzeihung, Sire,“ rief Madame Barnier, „mein Herz strömte über.“

Der König trat an die alte Dame heran und ihr die Hände lebhaft schüttelnd, sagte er: „Lassen Sie das, meine Offiziere werden mir meine Jugendliebe nicht übel deuten, aber vergessen habe ich sie nicht!“

[M. L.—I.]

**Die schönsten Juwelen.** — In Paris ist es hauptsächlich die Kolonie der Amerikaner, welche für die Juwelenhändler die größte Kundschafft bildet. Während die alten aristokratischen Familien ihre kostbarsten Juwelen von unschätzbarem und oft historischem Werth sorgfältig vom Vater auf den Sohn — nicht auf die Frauen — vererben, treten die Nord- und Südamerikanerinnen ganz neu in das Leben ein, und müssen noch ihre Millionen mit kostbaren Juwelen schmücken, die ihrem funkelnagelnen Vermögen erst als Etikette dienen. Die Nordamerikanerinnen haben im Allgemeinen einen ausgezeichneten Geschmack. Frau Mackay, die Gattin des Minenkönigs, hat sehr schöne Juwelen, besonders ein Diamant Halsband von zwei Meter Länge. Alle Steine passen zu einander und haben nicht den geringsten Fehler.

Nichts aber kann mit dem Reichthum und der Schönheit des Schmuckes der Engländerinnen verglichen werden. Besonders hat die Aristokratie wunderbare Juwelen, die sie mit einer außerordentlichen Eleganz zu tragen verstehen. Man könnte fast sagen, daß sie mit diesen Diamanten, Perlen und Rubinen geboren sind.

Die Königin von England besitzt bekannlich den schönsten Diamanten der Welt, den Kohinur, der auf fünfzig Millionen geschätzt ist, ferner ein Halsband von rosa Perlen, das einzig und unmachbar ist.

\*) Ein Instrument ähnlich der Guitarre, nur bedeutend kleiner und mit fünf Saiten bespannt.

\*\*) Ein sonderbares Nationalinstrument Venezuelas, mit dem nach dem Takte der Musik zischende Laute hervorgebracht werden.

Die Perlen, die sehr einfach gefaßt sind, zeigen dadurch ihre ganze Vollkommenheit, und die Menge hat sie lange genug bewundern können, als das Halsband im Tower von London ausgestellt war.

Als die Prinzessin Viktoria, die Tochter der Königin, den Kronprinzen von Preußen, den verstorbenen Kaiser Friedrich III., heirathete, bekam sie von ihrem Verlobten ein einfaches Perlenhalsband, das der Königin zuerst etwas ärmlich erschien, das sie aber dann rückhaltlos bewunderte, als sie die Größe, die Regelmäßigkeit und Vollkommenheit der Perlen bemerkte.

In Frankreich hatte die Kaiserin Eugenie ein sehr schönes Halsband von weißen Perlen. Die Perlen in der Mitte waren so groß wie kleine Taubeneier; alle waren nicht vollkommen schön, aber ihre Fehler waren geschickt verdeckt. Nach dem Kriege verkaufte

die Kaiserin dieses Halsband an Frau v. Baiva für die Summe von 300,000 Franken.

Frau Thiers hat ihrer Schwester, Fräulein Dozne, ihre prachtvolle Sammlung von Perlenhalsbändern hinterlassen, die berühmt sind wegen ihrer Größe und ihres Feuers. Sie hatte nahezu 400,000 Franken ausgegeben, um diese Perlen zu sammeln und hatte dreißig Jahre gebraucht, um sie zu vereinen.

Die Gräfin von Paris hat von ihrer Mutter, der Herzogin von Montpensier, den berühmten Smaragdschmuck bekommen, den sie auf einer Soirée bei der Herzogin von Galliera trug. Er ist so schwer, daß sie ihn nur als Taillengarnitur tragen kann. Berühmt sind auch die Rubinen der jungen Herzogin von Lynes. Die Herzogin von Doudeauville hat in ihrem Schmuckkasten wahre Wunderwerke, von denen verschiedene einen historischen Werth haben.

Sie versteht besser als irgend Jemand das Juwel zu wählen, welches zu ihrer Toilette paßt.

Man führt auch die Perlenhalsbänder der Vikontesse d'Harcourt, der Herzogin von Mouchy, der Baroninnen Adolfe und Alphonse v. Rothschild an, die unvergleichlich schönen Brillanten der Baronin Gustav v. Rothschild und besonders auch ihre Sammlung von Brillanten in Birnenform, die fast einzig ist. Die grauen Perlen der Baronin Vethmann sind ebenfalls berühmt, und man spricht auch noch von einem Halsband von weißen Perlen der Vikontesse v. Courval, von den Juwelen der Gräfin v. Bryas, der Gräfin Cahen d'Anvers und der Frau v. Camondo.

Wir wollen auch nicht den Kopfschmuck der Patti, der Frau Judic und des Fräulein Marie Magnier vergessen, die über hunderttausend Franken jedes werth sind. Die Schauspielerinnen haben immer

### Humoristisches.



Sonderbare Auseinandersetzung.

Fräulein: Sagen Sie, Herr Graf, was ist denn eigentlich ein sogenannter Stammbaum?  
Graf: Ja, mein gnädiges Fräulein, ein Stammbaum ist nämlich ein großer Baum, an dessen Ästen unsere Ahnen hängen.  
Fräulein: Mein Gott, also eine Art Galgen?



Ein neues Fremdwort.

Gast: Was das alles für neue Gerichte sind, nicht 'mal ein Beefsteak findet man auf der Speisekarte.  
Kellner: O bitte — Rindslendenstück — ist ja das frühere Beefsteak.  
Gast: Ach lassen Sie mich mit den neuen Fremdwörtern in Ruhe, bringen Sie mir ein Beefsteak und damit holla!

gerne kostbare Juwelen auf der Bühne getragen, und diese kleine Eitelkeit kam Fräulein Mars theuer zu stehen, der man ihre Juwelen stahl, und die sie nie wieder erhielt.

In Rußland besitzt die Kaiserin die größten Diamanten. Da sie aber nach der alten Mode und entweder in Kronen oder Diademen gefaßt sind, so sind sie nicht im Stande, ihr volles Feuer zu zeigen. Darum kauft die Kaiserin auch noch zahlreiche Edelsteine. Im vergangenen Jahre hat ihr der Kaiser einen prachtvollen Smaragdschmuck geschenkt.

Die schwarzen Perlen sind wie bekannt die seltensten, ebenso die grauen. Die Kaiserin von Oesterreich besitzt die schönsten schwarzen Perlen und trug sie früher in ihre Haare geflochten.

Die Herzogin von Ossuna, geborene Prinzessin Salm-Salm, die vor Kurzem gestorben ist und in zweiter Ehe mit dem Prinzen von Croyn-Dülmen verheirathet war, hatte Diademe von Rubinen und Diamanten von einer wunderbaren königlichen Pracht. Sie waren leider so schwer, daß die Herzogin stets Kopfschmerzen davon bekam und ihr Friseur mußte eine ganz besondere Form erfinden, um sie auf dem Kopfe zu befestigen.

Augenblicklich sind Rubinen am meisten in der Mode. Aber es kostet sehr viele Mühe, sich schöne Rubinen zu verschaffen, und der Preis ist so unerschwinglich, daß man wohl genöthigt ist, auf die Perle, den Saphir und den Smaragd zurückzugehen, der, lange Zeit vernachlässigt, jetzt wieder in die Mode kommt. [S. v. S.-M.]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 8.

### Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 6:

Von allem Wachsenden auf Erden — Wächst nichts so rasch als das Gerücht.

### Somonym.

Ein häßliches Thier werd' ich genannt,  
Doch wird mein Kleid als Schmutz vermandt.  
Einst pflegten die Ritter mich zu bespö'n,  
Mir todesmüthig nachzugeh'n;  
Jetzt bin ich Deines Haares Zier,  
Und jedes Fest verschön' ich Dir.  
Auch in den Händen holber Frauen  
Kannst Du in duft'ger Pracht mich schauen,  
Wenn sie, gewiegt von meinen Weisen,  
Den Doppel-Ruhm meines Namens preisen  
[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 8.

### Auflösungen von Nr. 6:

des Schieb-Räthfels:  
O S T E R F E S T  
F R I T Z  
D R E I Z A C K  
B A T A V I A  
S P I T Z B E R G E N  
A R E N D A L  
F R E C H H E I T  
S U D A N  
P O R T U G A L  
B E R E S I N A  
V E R O N A

des Logogriphs: Olga, Wolgast, Wolga.

### Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,  
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.  
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben  
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.